Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Kolonien und Flottenfrage

Brandt, Max von

Berlin, 1897

urn:nbn:de:gbv:46:1-8815

Visual Library

38e 35

KOLONIEN UND FLOTTENFRAGE

VORTRAG

GEHALTEN AM 25. NOVEMBER 1897

IN

DER ABTHEILUNG FRANKFURT AM MAIN

DER

DEUTSCHEN KOLONIAL-GESELLSCHAFT

VON

M. von BRANDT

WIRKL. GEH. RATH, KAISERL. GESANDTEN A. D.

BERLIN 1897.

VERLAG VON DIETRICH REIMER

(ERNST VOHSEN).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG

38.c.35

Brandt
Kolonien u.
Flottenfrage.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

38. c. 35.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

38e 35

KOLONIEN UND FLOTTENFRAGE

Dr. jur. Döringer
Düsseldorf 13
Bleichstrasse 15

VORTRAG

GEHALTEN AM 25. NOVEMBER 1897

IN

DER ABTHEILUNG FRANKFURT AM MAIN

DER

DEUTSCHEN KOLONIAL-GESELLSCHAFT

VON

M. von BRANDT

WIRKL. GEH. RATH, KAISERL. GESANDTEN a. D.

BERLIN 1897.

VERLAG VON DIETRICH REIMER

(ERNST VOHSEN).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

KOLONIEN UND FLOTTENFRAGE

VORTRAG

GEHALTEN AM 25. NOVEMBER 1897

IN

DER ABTHEILUNG FRANKFURT AM MAIN

DER

DEUTSCHEN KOLONIAL-GESELLSCHAFT

VON

M. von BRANDT

WIRKL. GEH. RATH, KAISERL. GESANDTEN a. D.

BERLIN 1897.

VERLAG VON DIETRICH REIMER

ERNST VOHSEN).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG

STAATSBIBLIOTHEK BREMEN

38c 35

Hochgeehrte Versammlung!

Im Streite der Parteien und durch die Nothwendigkeit, Schlagworte für Agitation und Wahlen zu schaffen, ist die wahre Bedeutung der Kolonial- und Flottenfrage verwischt und verdunkelt und das, was dem Herzen des Volks am nächsten stehen sollte, demselben entfremdet worden. Beide Fragen von dem zu befreien, was Parteibedürfniss und Hader ihnen auf- und angehängt haben und zu versuchen, sie in ihrer wahren, einfachen Bedeutung darzustellen, ist die Aufgabe, die ich heute zu lösen versuchen will.

Zu allen Zeiten und überall ist eine erfolgreiche Kolonialpolitik ein Beweis für das Vorhandensein gesunder, der Ausdehnung bedürftigen und fähigen Kräfte im Mutterlande gewesen. Wie bei der Auswanderung, mögen diesem Bedürfniss nach der einen oder anderen Richtung hin unbefriedigende Zustände in der Heimath zu Grunde gelegen haben, aber während der Auswanderer in jedem Falle derselben verloren geht, bringt der Kolonist ihr Zuwachs an Gebiet, Einfluss und Macht. Darum fällt eine kräftige Entwicklung kolonialer Thätigkeit auch fast immer mit der Erreichung des politischen Höhepunktes seitens des Mutterlandes zusammen, und wo dies manchmal nicht der Fall gewesen ist, zeigt sie wenigstens immer das Vorhandensein gesunder Kräfte in dem kranken Körper an. Die Geschichte aller Zeiten und Völker liefert uns dafür überzeugende Beispiele.

Beinah tausend Jahre vor Christi Geburt finden wir die Phönicier ihre Kolonien aussenden, die sich von Thracien über Sicilien, Sardinien und die Balearischen Inseln, sowie längs der Nordküste Afrikas bis nach Spanien ausdehnen. Gades, die westlichste dieser Kolonien, jenseits der Säulen des Herkules, besteht noch heute als Cadix, und die achtzig Tage Seefahrt, die es unter günstigen Bedingungen von Tyrus trennten, hatten keine Schrecken für die phönicischen Schiffer. Carthago, das dem älteren Utica gegenüber am Golf von Tunis gegründet wurde, erfüllte mit seinen Kämpfen und seinem Ruhme die mittelländische Welt, bis es dem grösseren Rom erlag. Nach den Phöniciern kamen die Griechen, deren Kolonien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bald alle benachbarten Küsten bedeckten und sich bis Sicilien und Süditalien erstreckten. Wenn die phönicischen Kolonien mehr einem kaufmännischen und religiösen Interesse dienten, haben sie doch die Verehrung Melkars, des Herkules, in weite Fernen getragen, so hatten die griechischen eine politische und nationale Bedeutung, da sie überall Mittelpunkte griechischer Macht und Kultur wurden. Beide, Phönicier und Griechen, unterlagen im Kampfe gegen Rom und an ihre Stelle traten die römischen Militärkolonien, die bei der wachsenden Macht des Reiches dasselbe von der parthischen Grenze bis Britannien und von tief in der Sahara bis zu den Küsten der Nordsee mit einem eisernen Gürtel umspannten. Aber auch die Römer mussten anderen, jüngeren, kräftigeren Nationen das Feld räumen; im Osten drängten Perser, Araber, Türken vorwärts, im Westen Gothen, Franken und Langobarden; ja selbst auf den Trümmern von Carthago erstand ein vandalisches Reich. Später setzten sich die Normannen in Frankreich, Italien und Sicilien fest, während die Araber an der Nordküste Afrikas entlang nach Spanien vordrangen und dasselbe eroberten.

Das Ende des 11., das 12. und 13. Jahrhundert bringen die Kreuzzüge. In Jerusalem, Edessa, Antiochien und Tripolis herrschen normannische oder provencalische Könige und Grafen, Templer und Hospitaliter sitzen auf zahlreichen Schlössern und Burgen im gelobten Lande, und in dem alten Tyrus und Sidon entstehen genuesische und pisanische Siedelungen; Norweger dienen den byzantinischen Kaisern; in Athen, in Theben, im Peloponnes und in Morea regieren französische Herzoge, Pfalzgrafen und Barone und in 1204 wird Konstantinopel von den Venetianern und Franzosen gemeinschaftlich erstürmt und auf den Trümmern der Byzantinischen Herrschaft wenigstens für sechzig Jahre das Kaiserthum Romanien aufgerichtet. Aber mit dem siegreichen Vordringen der Mohammedaner verschwinden alle diese Schöpfungen der Kreuzzüge; die Erfolge der Türken und die grossen Eroberungszüge der Mongolen versperren Europa den Weg nach dem Osten, und statt der Kriegsflotten der Genueser und Venetianer dringen nur noch ihre Händler nach jenen Gegenden und entstehen kaufmännische Comptoire an den Küsten des Schwarzen Meeres und der Asowschen und Kaspischen Seen. Aber im äussersten Westen wie in den Ostmarken Europas sind die christlichen Waffen siegreich; dort, in Spanien, vernichten die Nachkommen der Gothen die arabische Herrschaft, hier, am linken Weichselufer beginnen die Deutschritter den Kampf gegen die heidnischen Preussen. Aus denselben Zeiten, der Mitte des 13. Jahrhunderts, stammen zwar nicht die Anfänge der Hansa, wohl aber die ersten Verträge zwischen Lübeck und Hamburg, aus denen später der grössere Bund hervorging. Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts spielt Lübeck eine grosse Rolle, namentlich auch bei den Kämpfen gegen die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reichsfeindlichen Dänen und Schweden. Als später zwischen Deutschen und Dänen eine Verständigung eintritt, erfolgt gegen Ende des 12. Jahrhunderts die gemeinschaftliche Gründung der Kolonie Livland, an der sich auch Bremen in hervorragender Weise betheiligte; in Wisby auf Gothland wie in der ganzen Ostsee nehmen deutsche Kaufleute die erste Stelle ein, von Livland aus dringen sie bei ihren Handelszügen auf der Düna bis Nowgorod vor, dem Emporium des russischen Handels, wo sie unter eigener Gerichtsbarkeit ihre Niederlassung gründen. Trotz dieser grossen Erfolge würde das Deutschthum an den Küsten der Ostsee, da es lange keine Unterstützung von dem durch innere Kämpfe zerrissenen Reich erhielt, den Dänen unterlegen sein, wenn nicht dem gewaltigsten Herrscher derselben, Waldemar II., endlich in 1227 durch die vereinigten Kräfte Hamburgs, Lübecks und Bremens, der Herzoge von Sachsen und Schwerin und des Grafen von Holstein Halt geboten worden wäre.

Die deutsche Kolonisation dringt auf das rechte Ufer der Weichsel, in Pommern bis nach Rügen und in Schlesien vor. Ein Ritter, ein freier Bauer, ein Mönch setzt sich an einem Punkte fest, gleichsam ein vorgeschobener Posten im feindlichen Lande; ihm wird die Anlage eines Dorfes, manchmal selbst einer Stadt übertragen, er vertheilt das Land an die späteren Einwanderer, während er selbst als erblicher Vogt die Aufsicht über das Ganze behält. So übernimmt damals die thatkräftige Energie des Einzelnen, was heute mit geringerem Erfolge vom Staate versucht wird.

Während an den unwirthlichen Gestaden der Ostsee der Deutsche langsam vorwärts dringt und seine Kolonien im heidnischen Gebiet gründet, war es den Genuesen vorbehalten, zuerst wieder den alten Wegen der Phönicier an den atlantischen Gestaden Afrikas zu folgen; im 14. Jahrhundert entdeckten sie so die Kanarischen Inseln, andere Abenteurer folgen und finden zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Azoren und Madeira, wo ihnen auch zuverlässigere Kunde über die Westküste von Afrika, selbst über das Innere des Landes, namentlich über Timbuctu wird. Grösseres indessen leisten die Portugiesen oder eigentlich ein Mann, der Infant Dom Henrique, der Seefahrer genannt, obgleich er selbst nie an einer Entdeckungsfahrt Theil genommen, der zuerst auf eigene Kosten, dann als Grossmeister des für die Bekämpfung der Ungläubigen errichteten Christusordens Alles that, um Nachrichten zu sammeln und Expeditionen auszurüsten. In Portugal selbst findet er dabei freilich zuerst wenig Unterstützung; Kaufleute und Rheder wollen von seinen Plänen nichts wissen; man habe nur Sandlöcher entdeckt, wo die Weissen schwarz würden. Portugal habe ausserdem zu wenig Einwohner, als dass eine Auswanderung nicht seinen Interessen widerspräche; kein anderer Fürst habe solche Pläne und Dom Henrique störe nur die Wege der Vorsehung. Es bedarf

erst der Umschiffung des Kaps Bojador und des handgreiflichen Beweises der gegen geraubte Mauren eingetauschten Schätze an Sklaven und Goldstaub, um die Ungläubigen zu bekehren und in 1444 die Errichtung einer portugiesischen Handelsgesellschaft herbeizuführen. — Reichlicher Gewinn einiger Unternehmer und die Energie einzelner der Herrscher des Landes weckten die Lust zu weiteren Abenteuern; in 1484 entdeckt die unter Caõs ausgesandte Expedition, an welcher unser Landsmann Martin Behaim theilnimmt, den Kongo und wenige Jahre später gelangt Bartolomeo Diaz, nachdem er die Westküste bis zu der uns bekannten Walfischbai verfolgt hat, an das Südende von Afrika, dem nach seiner Rückkehr der König den Namen »das Kap der guten Hoffnung« beilegt. Diese und andere Erfolge erregen die Aufmerksamkeit einzelner Männer in Spanien, sowie die des Fürstenpaares Ferdinand und Isabella, unter dem das Land zum ersten Male vereinigt ist; der Wunsch des letzteren, zur Hebung des gänzlich verarmten Landes beizutragen, verdankt Columbus die Mittel zu seiner ersten Expedition. Seine Entdeckungen erregen auf spanischer wie portugiesischer Seite das Verlangen, sich das bereits Erworbene und noch zu Erwerbende zu sichern und Papst Alexander VI. vertheilt durch die Bulle vom 4. Mai 1493 die neu entdeckte Welt zwischen Portugal und Spanien.

Die grossen Thaten der diesen beiden Ländern angehörigen Entdecker und Eroberer sind bekannt. Vasco de Gama umsegelt Afrika und gelangt nach Calicut, in der jetzigen Präsidentschaft Madras, der Hauptstadt des malabarischen Reichs. Nach Portugal zurückgekehrt, wird ihm reicher Lohn und der König nimmt den Titel: »Herr der Eroberung, der Schifffahrt und des Handels von Aethiopien, Arabien, Persien und China« an. In fortwährenden Kämpfen fallen Goa, Malacca, Cochin, ebenfalls in Madras und Ormuz in die Hände der Portugiesen, deren Führer Alfonso d'Alboquerque wohl noch Grösseres geleistet haben würde, wenn nicht Intriguen aller Art in der Heimath ihn daran verhindert und der Undank seines Königs ihm schliesslich das Herz gebrochen hätte. Aehnlicher Undank veranlasste wenige Jahre darauf den Portugiesen Fernando de Magelhaes seine Dienste Spanien anzubieten, er umsegelt Amerika, noch heute wird die Strasse nach ihm benannt, und entdeckt die Philippinen. Er, wie sein Nachfolger im Kommando, fallen im Kampfe gegen die Bewohner dieser Inseln. Juan Carvalho aber, der nach ihnen den Befehl übernimmt, gelangt glücklich in 1522 um das Kap der guten Hoffnung nach Sevilla zurück. Die erste Weltumsegelung ist vollendet.

In den Kämpfen gegen die Eingeborenen, die Araber, Spanier, Holländer und Engländer geht die portugiesische Macht in Indien langsam zurück; sie erhält sich dagegen in Brasilien, das von Pinzon, einem Begleiter des Columbus in 1500 entdeckt, von Cabrals im nächsten Jahre für Portugal in Besitz genommen wird. Lange Zeit hindurch dient Bra-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

silien nur als Zwischenstation für die portugiesischen Schiffe, die nach Indien gehen und erst in 1530 wird der Versuch zur Einrichtung einer Verwaltung gemacht. Die voraussichtlichen grossen Kosten der Kolonisation veranlassen die Regierung, dieselbe erblichen Lehnsleuten zu übertragen; fünfzehn miteinander parallel laufende Kapitänschaften werden errichtet und verschiedenen Besitzern zugetheilt, die Krone behält sich jedoch das Recht der Bestätigung bei einem Besitzwechsel, die Zölle, ein Regal von 20 pCt. von allen Edelmetallen und Edelsteinen, den Zehnten von allen Erzeugnissen und das Monopol der hauptsächlichsten Produkte vor. Ein Theil dieser Einkünfte wird wieder an die Kapitäne abgegeben, die ausserdem die Indianer zu Sklaven machen, Landbesitz vertheilen, Beamte und Richter ernennen und innerhalb gewisser Grenzen Gerichtsbarkeit ausüben dürfen. Die Entwicklung Brasiliens ist aber eine sehr langsame, woran neben äusseren Verwicklungen besonders die Indianer- oder wenn man will, die Arbeiterfrage die Schuld tragen. Was die ersteren anbetrifft, so mag daran erinnert werden, dass vor der Bartolomäusnacht seitens der Hugenotten Frankreichs der Plan bestand, in Brasilien eine Kolonie französischer Hugenotten zu gründen und dass Admiral Coligny sich lebhaft für denselben interessirte, der schliesslich an der Zwietracht zwischen dem Leiter des Unternehmens und den anderen, an demselben Betheiligten zu Grunde ging. Englische Freibeuter belästigten die Hafenstädte vielfach und auch die Holländer setzten sich während der Zeit, in welcher Portugal mit Spanien vereint war, in Brasilien fest, 1621 wurde eine niederländisch-westindische Kolonie gegründet und es ist ein Graf Johann Moritz von Nassau-Siegen, der anfänglich die grössten Vortheile erringt, die dann aber wegen der unangebrachten Sparsamkeit der Gesellschaft, die die Mittel für Angriff wie für Vertheidigung versagt, wieder verloren gehen, bis die Losreissung Portugals von Spanien in 1640 zum Frieden mit den Niederlanden führt.

Was den Arbeitermangel anbetrifft, so versucht man, demselben auf alle mögliche Weise abzuhelfen; durch Heranziehung der Eingeborenen, Einführung von Negern und Verschickung von Strafgefangenen nach der Kolonie. Die Indianer entziehen sich der Sklaverei durch die Flucht in die Wälder oder dadurch, dass sie sich unter den Schutz der Geistlichen, besonders der Jesuiten, stellen, die sich, zu ihrer Ehre sei's gesagt, der Verfolgten auf das Kräftigste, wenn auch häufig vergeblich annehmen. Die Strafgefangenen sind eine besondere Last und Gefahr, die durch die Unfähigkeit der meisten Beamten noch erhöht wird. »Was ich während meines Aufenthalts in Brasilien gethan habe«, berichtet ein Generalgouverneur, »zerstört ein Anderer in einer Stunde. Die Regierung giebt Jedem ein Amt, der darum bittet, ohne zu wissen, ob er dafür sich eigne. Es giebt hier keinen Beamten, der im Stande wäre, ein Schaf, wie viel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weniger eine Kapitänschaft gegen die Heiden und deportirten Verbannten zu vertheidigen.« Nur wo Neger in hinreichender Menge eingeführt werden können, ist es möglich, die sehr bedeutenden Hilfsmittel der Kolonie zu entwickeln.

Während Portugal so ungeheure Reiche erobert und durch eigene Schuld wieder verliert oder nicht auszunutzen versteht, gewinnt Spanien ein Reich, in dessen Grenzen die Sonne nicht untergeht. Cortez erobert Mexiko, Pizarro und Almagro Peru, und Florida, Guatemala, Nicaragua, Honduras, Neu-Granada, Chile, Venezuela und Columbien gerathen unter spanische Herrschaft. An der Erwerbung der letzten beiden dieser Länder sind in hervorragender Weise Deutsche, Agenten des grossen Kaufhauses der Welser, betheiligt, das Karl V. im Jahre 1528 mit Venezuela belehnt hatte. Ambrosius Ehinger, Nicolaus Federmann aus Ulm, Georg Hohermuth aus Memmingen, endlich der Sohn und Erbe des alten Welser mit Philipp von Hutten waren die wackeren Männer, die als Führer vieler anderen Deutschen dort nach dem Eldorado suchten, ohne Erfolg für sich und ihre Auftraggeber. Die meisten erlagen den furchtbaren Strapazen, die sie auf wiederholten jahrelangen Zügen in's Innere zu erdulden hatten, während Welser und Hutten, als sie unter den wenigen Ueberlebenden von einem solchen zurückkehrten, von Juan de Carvajal, der an Stelle des todtgeglaubten Welser den Gouverneursposten übernommen hatte, verrätherischer Weise gefangen genommen und hingerichtet wurden. Die Rache ereilte den Mörder bald, denn der nächste, von Spanien eintreffende Statthalter liess ihn hängen; aber mit dem Welser'schen Unternehmen war es vorbei.

Die Philippinen fielen ebenfalls Spanien zur Beute und im Jahre 1571 wurde auf Luzon Manila gegründet.

Auch die Franzosen waren nicht müssig gewesen; während die Spanier sich Floridas bemächtigten, in dem sie im Jahre 1565 die älteste Stadt in den Vereinigten Staaten, St. Augustine, gründeten, eroberten die Franzosen Kanada, das Neu-Frankreich genannt wurde, und Neu-Schottland; und die alten, aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammenden Weltkugeln zeigen, was wir heute Nord-Amerika nennen, zwischen Franzosen und Spaniern, die Einen im Norden, die Anderen im Süden, getheilt. Der Engländer geschieht keine Erwähnung, obgleich John Cabot, ein Venetianer von Geburt, aber in Bristol ansässig, der von Heinrich VII. Freibriefe erhalten hatte, mit fünf Schiffen zu kreuzen und alle von ihm entdeckten Länder für England in Besitz zu nehmen, bereits im Jahre 1497 und wieder im Jahre 1498 an der atlantischen Küste Amerikas von Labrador bis Maryland gesegelt war und die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass das von ihm besuchte Land nicht Asien sein könne. Verschiedene Versuche zur Gründung von englischen Kolonien, wie unter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Raleigh, misslangen und es war erst im Jahre 1606, dass König Jakob I. zwei englischen Gesellschaften den Theil von Nord-Amerika zwischen dem 34. und 45. Grade nördlicher Breite verlieh, der unter den beiden Gesellschaften so vertheilt wurde, dass eine die nördliche, die andere die südliche Hälfte erhielt. Die Erstere war erfolgreich und legte verschiedene Niederlassungen in dem noch heute Virginien genannten Staate an, die andere, im heutigen Maine errichtete Kolonie ging nach kurzer Zeit wieder ein. Erst im Dezember 1620 landeten die sogenannten »Pilgrim-Väter« auf der »Mayflower« bei dem jetzigen Plymouth in Massachusetts; es waren zum grossen Theil aus religiösen Gründen nach den Niederlanden geflüchtete Engländer, die ohne eine Concession oder sonstige Unterstützung von der englischen Regierung dort ein neues Vaterland suchten und denen sich in England Glaubensgenossen angeschlossen hatten. Eine zweite englische Kolonie, viel zahlreicher, mit grösseren Mitteln versehen und aus gebildeteren Elementen bestehend, als die Pilgrime, und von der Regierung mit einer Concession versehen, die ihr das Recht der Selbstverwaltung und -Regierung gewährte, landete im Jahre 1629—30 bei dem jetzigen Salem (aus dem Hebräischen: Frieden), ebenfalls in Massachusetts. Die niederländisch-ostindische Gesellschaft gründete im Jahre 1614 New-Amsterdam, das jetzige New-York; im Jahre 1638 liessen sich auf Veranlassung des grossen schwedischen Staatskanzlers Oxenstierna zahlreiche Schweden und Finnländer in Delaware nieder und im Jahre 1681 gründete der englische Quäker William Penn Philadelphia.

Die Geschichte der Entwicklung dieser Kolonien, der Entstehung der Vereinigten Staaten und der Absorption durch dieselben der niederländischen, schwedischen, spanischen und französischen Kolonien, mit Ausnahme Kanadas, das sich seit 1763 in englischem Besitz befindet, ist hinreichend bekannt.

Während England in Amerika ein Reich gründete und verlor, gewann es in Indien ein anderes. Im Jahre 1599 wurde eine ostindische Handelsgesellschaft gebildet, der Jakob I. im Jahre 1600 ein fünfzehnjähriges Handelsmonopol und das Recht, Ländereien von beliebiger Ausdehnung zu kaufen, verlieh. Nach der Restauration kam das Parlament auf die Idee, dass durch die Errichtung einer zweiten Gesellschaft die Handelsfreiheit gefördert werden würde; das Ergebniss war, dass beide Gesellschaften dem Ruin nahekamen und im Jahre 1702, um sie zu retten, ihre Verschmelzung in eine stattfinden musste, der sehr weit gehende Vollmachten ertheilt wurden, wogegen sie sich allerdings dazu verstehen musste, der Regierung 1 200 000 Pfund vorzuschiessen, was zusammen mit früheren Darlehen über drei Millionen Pfund ausmachte.

Die Geschichte der Kämpfe nicht nur gegen die indischen Fürsten und Stämme, sondern auch gegen fremde Gegner, besonders die Franzosen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

in deren kolonialen Bestrebungen die Errichtung eines indischen Reiches einen grossen Platz einnahm, unter denen die ostindische Gesellschaft die Grenzen ihres Besitzes erweiterte und ihre Macht befestigte, Kämpfe mit denen die Erinnerung an Männer wie Clive, Warren Hastings und viele andere unzertrennbar verbunden ist, liest sich wie ein altes Heldengedicht, und kein Neid, keine Missgunst kann schmälern oder verdunkeln, was dort geleistet worden ist.

Nur im Vorübergehen sei der Eroberungen der Holländer in Afrika, Indien und Hinterindien gedacht, von denen sie die Kapkolonie und Ceylon wieder an die Engländer verloren und nur die Sunda-Inseln bewahrt haben.

In der langen Liste der Völker, die ihren Namen, ihre Macht und ihre Kultur in ferne Länder getragen haben, ist Deutschlands Name nur selten genannt worden. Seine inneren Kämpfe, seine politische Zerrissenheit, die geringe Ausdehnung und die Abgeschlossenheit seiner Küsten, sowie die Thatsache, dass ein Theil derselben lange in den Händen von Nebenbuhlern und Feinden war, ist doch Schwedisch-Pommern erst in 1814 an Preussen gefallen, sind als Grund hierfür anzusehen, aber es hat trotzdem im Mittelalter auch seinen Antheil an der kolonialen Arbeit gehabt durch die Vorschiebung deutscher Gemeinden im Süden, Westen und Osten, in die von Angehörigen anderer Völkerschaften bewohnten Gegenden. So sind in Polen, Böhmen, Mähren weite Gebiete deutscher Gesittung und Herrschaft gewonnen worden, wenn auch unter harten Kämpfen und mit Rückschlägen, die die Arbeit vieler Jahre oft in wenigen Tagen zu vernichten drohten. Mögen sie Deutschland erhalten bleiben.

Eine andere Betheiligung Deutschlands an einer gewissen Art kolonialer Bestrebungen fand durch den Bund der Hansa statt, der, wie schon erwähnt, hauptsächlich von Lübeck ausging. Hansa war ursprünglich der Name für landsmannschaftliche Genossenschaften von Kaufleuten im Auslande; so hatten z. B. die Kaufleute aus Köln bereits im 12. Jahrhundert ihre Hansa in London. Die Gründung der Hansa, in dem Sinne wie das Wort meistens gebraucht wird, stammt dagegen erst aus der Mitte des 14. Jahrhunderts; der Ausdruck »Hansastädte« findet sich in einer Urkunde des Jahres 1330, eine Erwähnung der »Städte von der deutschen Hansa« und eines von denselben gemeinsam gefassten Beschlusses stammt aber erst aus 1358. Die politische Rolle der Hansa, ihre kaufmännische Thätigkeit, welche sich von Nowgorod bis Lissabon erstreckte und ihr Auf- und Niedergang sind hinlänglich bekannt, wohl aber verdient wieder auf das hingewiesen zu werden, was Ranke über die Thätigkeit der Städte sagt, die die Hansa bildeten und in deren Emporkommen er eins der grössten Elemente des modernen staatlichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lebens erblickt, da sie offenbar die Träger dessen waren, was man den dritten Stand nennt und was zu allen späteren Bewegungen den Antrieb gegeben hat. Wie würden die Gründer der Hansa von den heutigen Städten denken, die durch ihre Vertreter nur zögernd oder gar nicht die Mittel bewilligen möchten, die zur Unterstützung der kolonialen Sache und zum Schutze des Handels erforderlich sind, und wie würden die Männer, die beim Niedergang der Hansa den Krämergeist ihrer Stadtgenossen vergeblich zu grösseren Thaten und für höhere Ziele zu entflammen suchten, in den jetzigen Zuständen oft die ihrer Zeit wiederzuerkennen glauben!

Wenn es Deutschland nicht vergönnt gewesen ist, sich vor den letzten Decennien als Macht praktisch an Kolonialfragen zu betheiligen, so haben doch manche seiner Söhne, und nicht die schlechtesten, durch ihre Reisen und die auf denselben gemachten Entdeckungen als Pfadfinder anderen Nationen gedient, die ihnen, wenn sie auch im Vaterlande mit Ausnahme kleiner kolonialer und wissenschaftlicher Kreise vergessen sind, ein dankbares Andenken bewahrt haben. Ein Beispiel dafür, wie das Andenken eines solchen Mannes durch Jahrzehnte hindurch auch bei den wilden Stämmen, mit denen er nur kurze Zeit in Berührung gewesen ist, fortleben und nachwirken kann, findet sich in der Beschreibung der Mission des Lieutenants de vaisseau Hourst in das Gebiet der Tuaregs erwähnt. Derselbe hat, wie er selbst erzählt, kein sichereres und besseres Mittel gekannt, sich bei den Tuaregs willkommen zu machen, als sich für den Neffen des im Jahre 1865 verstorbenen Forschungsreisenden Heinrich Barth auszugeben, der beinah 50 Jahre vor ihm dieselben Gegenden durchzogen hatte. Ehre dem deutschen Reisenden der solchen Ruf hinterliess.

Erst die 80er Jahre dieses Jahrhunderts haben Deutschland den Besitz von Kolonien gebracht, die, wenn auch von ansehnlicher Grösse, nach Lage, Klima und Bodenbeschaffenheit kaum zu den besten zu rechnen sein dürften. An ihnen aber wird trotzdem die Probe zu machen sein, ob und in wie weit in Deutschland überhaupt der Wille und die Macht vorhanden sind, Kolonialpolitik mit Erfolg zu treiben. Was uns zu der Erwerbung der in Afrika gelegenen Besitzungen veranlasste, war die Nothwendigkeit, in herrenlosen Gebieten deutschen Unternehmungen den nationalen Schutz zu gewähren, den die koloniale Vormacht der Welt, England, ihnen nicht gewähren wollte oder konnte. In diesem Falle folgte das Reich dem Kaufmann, aber es würde ein verhängnissvoller Irrthum sein, an diesem Vorgange, als an einem Präcedenzfalle, festhalten und ihn zu einem System erheben und ausbilden zu wollen. Wohl ist es richtig, dass die grössten kolonialen Unternehmungen der Vergangenheit von Gesellschaften ausgegangen sind, denen ausser den von den Herrschern oder Regierungen ausgestellten Freibriefen wenig oder gar

keine staatliche Unterstützung zu Theil wurde. Im Gegentheil, sie waren für den Staat werthvolle Milchkühe und wurden tüchtig gemolken. Aber, und das darf bei der Beurtheilung unserer heutigen kolonialen Verhältnisse nicht vergessen werden, die Zeiten, in denen die englischen, holländischen und sonstigen Kolonial-Gesellschaften, die Vereinigungen von Abenteurern, wie sie hiessen, Welttheile eroberten und auf den Trümmern untergegangener Reiche neue errichteten, sind vorbei und können nie wiederkehren. Es waren die Zeiten der Handels- und Schifffahrts-Monopole, der Eroberungen mit dem Schwert oder der Brandfackel in der einen und dem Kreuz in der anderen Hand, des Handels mit schwarzem oder braunem Fleisch, kurz, der rücksichtslosesten Ausnutzung halb oder gar nicht civilisirter Massen durch wenige höher civilisirte Individuen. Denn auch darüber dürfen wir nicht im Zweifel sein, dass es nicht die Gesellschaften waren mit ihren Präsidenten, Räthen und Schreibern, ihren Rechnungsbüchern und Aktienverzeichnissen, die so Grosses geleistet haben, sondern einzelne Männer von fast unglaublicher Energie des Geistes und des Körpers. Uebermenschen im Nietzsche'schen Sinne, die kleine Schaaren von Anhängern mit sich fortrissen und selten mit der Unterstützung ihrer Auftraggeber, des Staates gar nicht zu gedenken, häufig gegen die Weisungen und den ausgesprochenen Willen derselben handelten und Grosses, Grösstes leisteten. Die schnellen Verbindungen der Neuzeit, die überall bestehenden und bei Gefahr internationaler Verwicklungen zu schonenden fremden individuellen und staatlichen Interessen würden Thaten wie die der spanischen Conquistadoren oder der Gründer des anglo-indischen Reiches unmöglich machen. Kann man den Zug des Cortez nach Mexiko, das Vorgehen Clive's in Indien bei dem Bestehen telegraphischer oder auch nur schneller postaler Verbindungen für möglich halten? Beide und viele andere ihres Gleichen wären nicht ein Mal, sondern unzählige Male vielleicht nicht mit Unrecht desavouirt und zurückberufen worden und internationale Kongresse hätten Papier und Zeit verschwendet, um unmögliche Situationen, man denke nur an Samoa, zu schaffen, wo früher das Schwert, sicher vor Unterbrechungen und Einmischungen, die niederzuschlagen es ebenfalls bereit war, den Knoten zerhieb. In den Zeiten, in denen diese Thaten geschahen, war zur See Jedermann seines Nächsten Feind und wenn spanische, englische, holländische und andere Schiffe in indischen oder amerikanischen Gewässern einander begegneten, so wurden nicht freundliche Grüsse und Salutschüsse ausgetauscht, sondern die Kanonen sprachen im Ernst, und die Unterliegenden trafen Tod oder Sklaverei, mochte auch in Europa Frieden und Freundschaft zwischen den Nationen herrschen.

Die Zeiten sind vorbei und auch jene, in denen der Ansiedler in Amerika mit der Büchse in der Hand das Feld bestellte, weil in jedem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Augenblick der Schlachtruf der Indianer ertönen konnte, die Zeiten, in denen die braunen Krieger Weiber und Kinder niedermetzelten und in der Erfindung neuer Martern das Furchtbarste leisteten, während civilisirte Regierungen für die Skalpe der Indianer, wie für die von Wölfen und Bären Prämien zahlten. Für die Wahrnehmung der Interessen der Eingeborenen und der fremden Einwanderer gegen Bedrückung und Gefahren ist der Schutz des Staates an die Stelle des Selbstschutzes getreten, selbst da, wo Gesellschaften oder Individuen gewisse Rechte und Monopole verliehen worden sind. Dieser Schutz kann wiederum nur bei dem Vorhandensein einer ausreichenden Polizei- und Militärmacht gewährt werden und es ist daher ein durchaus falsches Verfahren, an der Stärke der in unseren Schutzgebieten befindlichen Schutztruppen zu mäkeln und zu kargen, dieselben sollten vielmehr auf eine solche Stärke gebracht und erhalten werden, dass sie unter allen Umständen möglichst absolute Sicherheit für die deutschen resp. fremden Ansiedler und das in den Schutzgebieten angelegte Kapital gewähren.

Ein anderer schwerer Missgriff ist der Versuch, die kaum in den ersten Stadien der Entwicklung begriffenen Kolonien finanziell produktiv machen zu wollen und durch die Auferlegung oft abnorm hoher Zölle dem Handel und dem Verkehr in und mit denselben die Adern zu unterbinden. Es ist bedauerlich, dass Regierung und Reichstag sich zu solchen Fehlgriffen haben verleiten lassen, die freilich im Wesentlichen aus dem Wunsche der ersteren entsprungen sein dürften, dem letzteren einen handgreiflichen Beweis von der Produktivität der Schutzgebiete zu liefern und in den jährlichen Budgets die Forderungen für dieselben um den Betrag der Zölle und Abgaben herabmindern zu können. Die Gans mit den goldenen Eiern will aber sorgfältig gepflegt und gewartet sein und darf nicht geschlachtet werden und hohe Zölle haben noch nie den Wohlstand einer Kolonie begründet oder gefördert.

Was aber unsere koloniale Entwicklung mehr als alles Andere zurückhält und ihr schadet, ist der Mangel an thatkräftiger Entschlossenheit in der Behandlung der auf sie bezüglichen Fragen. Soeben erst ist die Nachricht von der Vollendung der südafrikanischen Eisenbahn bis Buluwayo eingetroffen. Die Strecke von Kapstadt über Kimberley nach Mafeking beträgt 1400 km und von dort nach Buluwayo 930 km, die ganze also 2330 km, die jetzt in 90 Stunden, später in 70 zurückgelegt werden sollen. Die Bahn von Mafeking bis Buluwayo ist in weniger als zwei Jahren für ungefähr £ 1 850 000, also über 37 Millionen Mark, gebaut worden, und die Frankfurter Zeitung, die zu den grössten Gegnern der Versuche, deutsche Kolonien zu schaffen, gehört, hebt bei dem Bericht dieser Thatsachen hervor, dass vor zehn Jahren noch das ganze Gebiet unerschlossen gewesen sei, während jetzt schon 7000 Weisse im nörd-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Bechuanalande wohnten, sowie dass die Fortsetzung der Bahn bis zum Zambesi beschlossen sei und bald in Angriff genommen werde und die englische Geschäftswelt bereits eifrig im Zuge sei, die Vortheile der Bahn auszubeuten. Sie erwähnt in dem der neuen afrikanischen Eisenbahn gewidmeten Artikel der englischen Pläne zur Herstellung einer transafrikanischen Telegraphenverbindung und Eisenbahn von Alexandrien bis Kapstadt und schliesst denselben mit den Worten: »Es ist noch ein schweres Stück Arbeit, aber die Engländer sind die Leute dazu, sie zu bewältigen; das hat der rasche Bau der Bahn Mafeking—Buluwayo gezeigt.«

Wie klein müssen wir uns selbst erscheinen, wenn wir damit vergleichen, was z. B. in unserem südwestafrikanischen Schutzgebiet bis jetzt geschehen oder vielmehr nicht geschehen ist. Am 7. August 1884 wurde die deutsche Flagge in Angra Pequena gehisst und noch heute, nach 13 Jahren, ist kein brauchbarer Hafen an der Küste des deutschen südwestafrikanischen Schutzgebietes hergestellt worden und keine andere Verbindung besteht zwischen der Küste und dem Innern als der Ochsenwagen. Freilich hat in diesem Jahre die Regierung den Bau einer Eisenbahn von Swakopmund ins Innere in die Hand genommen, aber es handelt sich dabei wieder nur um eine Bahn mit animaler Traktion und für eine kurze Strecke, während im Gegentheil mit möglichster Anspannung aller Kräfte der Bau einer Vollbahn in Angriff genommen werden sollte, die auch einem starken Frachtverkehr gewachsen sein müsste, denn es ist klar, dass eine von einem Hafen im Deutschen Schutzgebiet ausgehende, die englische Bahn zum Zambesi an irgend einem Punkt schneidende Bahn einen grossen Theil des Frachtverkehrs zwischen Europa und dem Innern von Südafrika an sich ziehen müsste.

Auch die deutsche Auswanderung nach Deutsch-Südwestafrika würde dadurch den ihr bis jetzt fehlenden Impuls erhalten, denn man darf nicht vergessen, dass heute die Fahrt von Hamburg nach Swakopmund beinah das Dreifache von dem kostet, was für die Fahrt von Hamburg nach Amerika bezahlt wird. Und in Swakopmund fängt der Jammer erst recht an, denn die Beförderung ins Innere ist eine theure, unbequeme und langsame. Also eine Herabsetzung der Dampferpassagiersätze und die Beschaffung schneller und billiger Reise und Frachtgelegenheit ins Innere. Dann muss dem Einwanderer, der sich zum dauernden Aufenthalt nach Deutsch-Südwestafrika begiebt, die Militärpflicht erlassen werden; der Auswanderer, der in einen anderen als deutschen Staat geht, ist nicht militärpflichtig in demselben, er müsste ein Narr sein, auf deutsches Gebiet sich zu begeben, wenn ihm nur wenig südlich von demselben ein englisches offen steht, in dem er, ganz abgesehen von anderen sehr viel günstigeren Bedingungen und Zuständen, von dem Gespenst der Dienstpflicht nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verfolgt wird. Auch schon die blosse Einziehung zu Dienstleistungen ist vom Uebel; man mache den Einwanderer landsturmpflichtig mit der Bedingung, dass er nur im Falle innerer oder äusserer Verwicklungen einberufen werden dürfe; so viel Reiten und Schiessen wie zu den Gefechten in Südwestafrika gehört, wird Jeder bald selbst lernen.

Und endlich fort mit dem Spuk der Deportation und der Ansiedelung von Verbrechern in deutschen Schutzgebieten. Die Erstere hat wenig erfreuliche Resultate ergeben, die Norfolk-Inseln und Neu-Caledonien waren und sind Höllen auf Erden und die Versuche, deportirte Verbrecher zu Ansiedelungszwecken, d. h. zur ackerbaulichen Entwicklung eines Gebiets zu benutzen, hat überall den Kolonien, in denen sie in älterer oder neuerer Zeit stattfanden, Brasilien, Canada, Australien, zum grössten Nachtheil gereicht. Die verbrecherischen Elemente unter den Weissen würden sich bald mit den Schlechten und Unruhigen unter den Farbigen zusammenfinden und einerseits eine sehr erhebliche Vermehrung der Schutztruppe nothwendig machen, um sie im Zaume zu halten, andererseits den ehrlichen Ansiedler und das Kapital, das ebenso nothwendig ist wie der Mensch, von der Kolonie fernhalten.

Lassen Sie mich zum Schluss dieses Theils meines Vortrages noch kurz des Einwandes erwähnen, der von hochachtbarer Seite gegen deutsche Kolonialbestrebungen gemacht worden ist. Wir brauchten Derartiges nicht, denn der Deutsche im Auslande sei an und für sich der beste Kolonist, da er dem Vaterlande nichts koste und ihm allen den Nutzen bringe, den man von Seinesgleichen in einer deutschen Kolonie erwarten könne. Ich bin nicht im Stande, mich dieser Auffassung anzuschliessen, da ich den Nutzen eines Kolonisten nicht allein darin sehe, dass er gewisse Handelsbeziehungen zwischen seinem neuen Aufenthaltsort und seinem alten Vaterlande vermittele, sondern hauptsächlich darin, dass er, während er dies thut, seinem Vaterlande nicht nur als Kaufmann, sondern auch als Bürger und Mensch eng verbunden und treu bleibe. Treu in dem Sinne, dass er der Entnationalisirung widerstehe, die sich bewusst oder unbewusst bei Jedem fühlbar macht, der die Heimath mit der Fremde vertauscht, am meisten, schnellsten und bedauerlichsten beim Deutschen. Als in diesem Jahre nach der Jubelfeier in London der canadische Minister-Präsident Sir E. Laurier sich nach Paris begab und dort in schwungvoller Rede das alte Vaterland feierte, dem die französischen Canadier, trotzdem sie seit mehr als zweihundert Jahren von ihm getrennt, ihre Liebe bewahrt hätten und an das sie stets mit treuer Anhänglichkeit zurückdächten, da habe ich mich eines Vergleichs mit den Gefühlen und der Handlungsweise mancher Deutschen nicht enthalten können und mir ist dabei wieder das Wort des Fürsten Bismarck eingefallen: »Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen zu be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geistern, auch dann, wenn dieselben nur auf Kosten des eigenen Vaterlands verwirklicht werden können, ist eine politische Krankheitsform, deren geographische Verbreitung sich auf Deutschland leider beschränkt.«

Und eben deshalb brauchen wir vielleicht mehr als jede andere Nation den äusseren festen Zusammenhang, bis längere, engere nationale Zusammengehörigkeit uns gelehrt hat, auch unter fremder Herrschaft der Heimath, Deutschland, in unserem Fühlen, Denken und Handeln treu zu bleiben.

Dass bei einer Beurtheilung unserer kolonialen Verhältnisse manches herbe und vielleicht nicht unverdiente Wort der Kritik fallen kann und muss, wird Niemanden Wunder nehmen; sind wir doch noch in den Kinderjahren unserer kolonialen Entwicklung und darum Irrthümern und Fehlern mehr ausgesetzt als andere. Aber solche Kritiken sollten, wenn irgend möglich, nur an Maassregeln, nicht an Männern geübt und von denen, die sie aussprechen, im Sinne reger Theilnahme und Betheiligung an der kolonialen Thätigkeit gebraucht werden. Scharfe Kritik ist überall und zu allen Zeiten geübt worden, hoffentlich aber wird man nie mit Recht bei uns sagen können, was einst der Vorsitzende des Hofes der Direktoren der Englisch-ostindischen Compagnie Sir Josiah Child, an einen der Beamten der Gesellschaft schrieb: »Wir erwarten, dass unsere Befehle Ihnen zur Richtschnur dienen, nicht aber die englischen Gesetze, welche ein Haufen von Unsinn sind, zusammengeschleppt von ein Paar unwissenden Landjunkern, welche kaum für das Wohl ihrer eigenen Familien, geschweige denn für die Regelung von Gesellschaften und auswärtigen Handelsbeziehungen Normen aufzustellen wissen.«

Was nun die Flottenfrage anbetrifft, so steht dieselbe mit der heutigen deutschen kolonialen Thätigkeit in sehr geringem direkten Zusammenhange. Nicht die Flotte, die Feder ist es gewesen, die uns die Kolonien erworben hat, nicht die Flotte würde sie zu vertheidigen haben, sondern das Schwert, und wo dasselbe den Gegner nicht zu erreichen im Stande wäre, würde wieder nur die Feder des Diplomaten von Nutzen sein können. Denn zur Vertheidigung von Kolonien durch eine Flotte gehört unendlich viel mehr als nur Schiffe, selbst viele Schiffe; dazu gehören Werften, Docks, Arsenale und Vorrathshäuser in den Kolonien selbst und Befestigungen und Garnisonen, um diese Anlagen gegen jeden feindlichen Angriff vertheidigen und den Schiffen einen sicheren Zufluchtsort und eine Basis für ihre Operationen, Ausrüstung und Ausbesserung gewähren zu können. Indirekt aber besteht ein ebenso enger Zusammenhang zwischen Kolonien und Flotte, wie zwischen denselben und Handel und Schifffahrt, es sind alles äussere Manifestationen innerer Thätigkeit und Gedeihens, von denen eine nicht ohne Anlehnung an die andere sich zur vollsten Blüthe entfalten kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das hat auch einer von Preussens, von Deutschlands, von der Erde grössten Fürsten, gewusst, Friedrich Wilhelm, den sein Volk noch heute den Grossen Kurfürsten nennt. Die Nothwendigkeit, die Schweden auch zur See zu bekämpfen, hatte ihn in 1675 veranlasst, eine kleine Flottille ausrüsten zu lassen, die in 1676 in der Schlacht bei Bornholm, in der die vereinigten Dänen, Holländer und Brandenburger die schwedische Flotte schlugen, die Feuertaufe erhielt und eine schwedische Fregatte, den »Leoparden«, und einen Brander als Siegestrophäen nach Kolberg brachte. Ein zweites 18-Kanonenschiff, die »Maria«, wurde bald darauf ebenfalls von den brandenburgischen Schiffen genommen, die sich auch später in demselben Jahre und im folgenden an der Belagerung und Einnahme von Stettin betheiligten. Nach dem Frieden von Nymwegen, dem Brandenburg durch das Protocoll von St. Germain beitrat, sandte der Kurfürst in 1680 ein Geschwader von sechs Schiffen und einem Brander gegen Spanien, das sich weigerte, rückständige Subsidien zu zahlen. Im Kanal nahm dasselbe das spanische Linienschiff »Carolus II.« und bestand dann beim Cap St. Vincent ein rühmliches Gefecht gegen 12 schwere spanische Schiffe. Der Grosse Kurfürst fühlte auch, dass sich ihm in der Theilnahme am Welthandel ein Ersatz für das bieten könne, was er, es war dies Schwedisch-Pommern, der Uebermacht Frankreichs gegenüber hatte aufgeben müssen. Darum richtete er sein Augenmerk auf Industrie, Handel und Schifffahrt und auf das, was damals als eine noch viel nothwendigere Krönung des Systems angesehen wurde, auf den Erwerb von Kolonien. In 1680 sandte der Kurfürst zwei Fregatten nach der Westküste von Afrika, eine Handelsgesellschaft zum Handel mit der Küste von Guinea wurde in Königsberg errichtet und ein zweites in 1682 entsandtes Geschwader erbaute die Feste Gross-Friedrichsburg an der dortigen Küste und schloss mit den Häuptlingen einiger Stämme Verträge ab, die durch eine Gesandtschaft derselben in Berlin feierlich bestätigt wurden.

Unter den Nachfolgern des Grossen Kurfürsten, die sich mit anderen Dingen, wichtigeren und unwichtigeren, beschäftigten, ging verloren, was gewonnen und geschaffen worden war, in 1717 wurde Gross-Friedrichsburg an die holländisch-westindische Gesellschaft verkauft und der Sinn und das Verständniss für die Bedeutung einer Marine verschwand so vollständig, dass, als in 1787 die preussischen Truppen die aufständischen sogenannten Patrioten in Holland überrannten und preussische Husaren einen grossen Theil der im Hafen liegenden holländischen Flotte eroberten, man nichts mit derselben anzufangen wusste und die Schiffe als unnütz für Preussen fortgab.

Erst unter Friedrich Wilhelm IV., zu Anfang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts, wurde in Bredow bei Stettin der Kiel zu einer kleinen Corvette, der später an der holländischen Küste untergegangenen »Amazone«,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelegt. Aber es bedurfte des unserem Handel zugefügten Schadens und der unserer Flagge durch die Dänen in 1848 angethanen Schmach, um den Ruf nach einer deutschen Flotte zu einem allgemeinen zu machen und das Verlangen nach einer solchen unter die Wünsche des ganzen deutschen Volkes aufgenommen zu sehen. Vielleicht ist es gut, daran zu erinnern, dass damals England sich bedachte, ob es die deutsche Flagge auf dem Meere anerkennen solle.

Wie schnell und wie traurig der Traum einer deutschen Flotte endete, ist bekannt, aber wir sollten die Lehre nicht vergessen, die in den Ereignissen liegt, dass keine Begeisterung, kein plötzliches Aufflammen auch noch so heisser Wünsche, eine geordnete, von langer Hand vorbereitete Organisation zu ersetzen vermag. Was Deutschlands Frauen und Jungfrauen gewiss in edelstem Wetteifer gesammelt, reichte kaum hin zum Bau eines kleinen Segelschooners, des »Frauenlob«, der am 2. September 1860 in einem Taifun an den Küsten Japans mit seiner ganzen Besatzung unterging. An Deutschlands Stelle trat Preussen, aber trotzdem Vieles geschah, war auch die preussische Marine noch zu schwach, um in dem neuen Kriege gegen Dänemark in 1864 eine irgendwie bedeutendere Rolle zu spielen. Am 17. März griff allerdings Kapitän Jachmann mit zwei Schrauben-Corvetten und einem Raddampfer mit zusammen 43 Kanonen armirt bei Rügen ein 182 Geschütze führendes, sechs Schiffe starkes dänisches Geschwader an und fügte demselben, trotz der sehr bedeutenden Uebermacht des Feindes, erheblichen Schaden zu, aber die Flotte war doch zu schwach, um die ihr ursprünglich zugedachte Rolle bei einem beabsichtigten Uebergang nach Alsen übernehmen zu können. Bei dem Gefecht, das am 9. Mai bei Helgoland zwischen zwei österreichischen Corvetten und einem Kanonenboot unter Kapitän Tegetthoff gegen drei dänische Schiffe stattfand, betheiligten sich ebenfalls zwei preussische Kanonenboote, die auch später bei der Besitznahme der schleswigschen Inseln gute Dienste leisteten. Auch hier wird wieder an die Haltung erinnert werden müssen, die die englische Regierung und noch mehr das Parlament, die Zeitungen und das Volk bei dem Einlaufen der österreichischen Schiffe in den Kanal einnahmen; die Regierung erklärte das Erscheinen des österreichischen Geschwaders in den englischen Gewässern für eine Beleidigung Englands, das niemals gestatten werde, dass dasselbe sich in die Ostsee begebe, und die anderen jubelten dem Beifall zu.

Auch in dem Kriege gegen Frankreich spielte die Flotte, abgesehen von einigen Neckereien des französischen Geschwaders in der Ostsee und der Wegnahme einiger Schiffe im Kanal durch die Korvette »Augusta«, keine Rolle. Die Schiffe im Auslande waren meistens in so schlechter Verfassung und ihren Gegnern so wenig gewachsen, dass sie nichts thun konnten, als einem Kampfe auszuweichen, der für sie mit einer Niederlage

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hätte enden müssen, nur das Kanonenboot »Meteor« unter dem jetzigen kommandirenden Admiral von Knorr hatte im November 1870 in Westindien ein siegreiches Gefecht mit dem französischen Avisodampfer Bouvet, der der Wegnahme nur durch die Intervention einer spanischen Fregatte entging, die verlangte, dass der »Meteor« die Verfolgung des Gegners aufgebe, der die spanischen Gewässer erreicht haben sollte.

Seitdem hat die deutsche Flotte allerdings nach allen Richtungen hin bedeutend gewonnen und würde bei einem neuen Kriege ihrem Gegner Achtung einzuflössen verstehen. Trotzdem ist die Frage berechtigt, ob sie nach Zahl und Zusammensetzung in der Lage sein würde, die ihr zufallenden Aufgaben in einer befriedigenden Weise zu lösen. Als solche Aufgaben sind zu bezeichnen: der Schutz der deutschen Küsten gegen Angriffe und Blockade, die Bedrohung der feindlichen Küsten, der Schutz des deutschen Handels und die Schädigung des gegnerischen. Von der Frage der Möglichkeit eines Schutzes der Kolonien muss abgesehen werden, da zur Erfüllung dieses Zieles die deutsche Flotte das Meer beherrschen müsste, und dazu weder Geld zum Bau der Schiffe, noch Menschen zur Bemannung derselben vorhanden sind oder in absehbarer Zeit vorhanden sein dürften. Was die anderen zu erfüllenden Aufgaben anbetrifft, so werden die dazu erforderlichen Mittel sehr wesentlich von den Kräften abhängen, über die der Gegner verfügen kann, wie von der Entfernung, welche uns von den Küsten derselben trennt. Bei der Unmöglichkeit einer Generalisirung thut man daher vielleicht am Besten, von vorn herein einen Konflikt mit einer der grossen Seemächte anzunehmen. Bei einem solchen mit Russland oder Frankreich wird die Entscheidung zwar immer auf dem Lande erfolgen, es dürfte aber trotzdem in unserem Interesse liegen, auch unseren Handel und unsere Küsten möglichst zu schützen. Bei einem Kriege mit Mächten, mit denen wir nicht grenzen, wird der Konflikt sich überhaupt auf das Meer und die Küsten beschränken.

Was nun die Vertheidigung der letzteren gegen feindliche Landungen und eine Blockade anbetrifft, so wird zu beiden der Gegner einer Flotte bedürfen, denn die Zeiten, in denen ein einzelnes Kriegsschiff die Blockade eines deutschen Hafens unternehmen und durchführen könnte, sind glücklicherweise vorüber. Die Flotte wird in Ost- und Nordsee stärker sein müssen, als die deutsche, die im Nordostseekanal eine innere Verbindungslinie besitzt, mit deren Benutzung sie sich bald auf den einen, bald auf den anderen Flügel des Gegners werfen kann. Es wird also genügen, unsere Schlachtflotte so stark zu machen, dass sie der Hälfte der für den Gegner verfügbaren Zahl von Schlachtschiffen gleichkommt oder ihr um etwas überlegen ist. Die Möglichkeit, die Küste einer der grossen Seemächte anzugreifen, wird für den Augenblick kaum in Erwägung gezogen zu werden brauchen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Wichtiger noch ist die Frage des Schutzes unserer Schifffahrt und, dabei wird von vorn herein zugegeben werden müssen, dass derselbe nur indirekt durch Angriffe auf die des Gegners ausgeübt werden kann. Schon zu den Zeiten, als sich die Segelschiffe noch zu grösseren Geschwadern zusammenfanden, die von Kriegsschiffen begleitet wurden, war dieser Schutz nur ein sehr unvollkommener, heute, bei der Ausdehnung, die Handel und Verkehr gewonnen haben, würde das Mittel, wenn es überhaupt angewendet werden könnte, sich als ganz unzulänglich erweisen. — Die Handelsschiffe werden also auf ihre eigene Schnelligkeit und die Findigkeit ihrer Führer angewiesen sein, um den Nachstellungen feindlicher Schiffe zu entgehen.

Der Wunsch, das Privateigenthum auf See wie das auf dem Lande gegen Wegnahme durch den Gegner geschützt zu sehen, ist in Deutschland stets ein sehr reger gewesen und wesentlich auch durch ethische Gründe bestimmt worden. Trotzdem muss es als ein bedauerlicher Irrthum bezeichnet werden, dass Preussen in 1856 dem auf dem Pariser Kongress gefassten Beschluss, nur die Kaperei aufzuheben und im Uebrigen die Wegnahme von feindlichen Schiffen und feindlichem Gut auf See fortbestehen zu lassen, beigetreten ist. Seine politische Stellung war damals nach dem Krimkriege allerdings eine solche, dass es allein kaum eine Erweiterung des Prinzips der Unverletzbarkeit des Privateigenthums auf See hätte durchsetzen können, aber im Verein mit den Vereinigten Staaten und Spanien, die an dem Standpunkt des absoluten Schutzes des Privateigenthums festhielten, wäre es doch vielleicht möglich gewesen, wenn auch nur auf dem Wege von Spezialverträgen, mehr und Besseres zu erhalten. Die Ansicht Mancher und die Hoffnung Vieler war damals, dass die Sache sich naturgemäss dahin entwickeln werde, dass in zukünftigen Kriegen der Schutz des Privateigenthums auf See ein immer vollständigerer werden werde und einige der Kriege nach dem Pariser Kongress schienen diese Hoffnung zu bestätigen, da die Kriegführenden thatsächlich die Achtung des Privateigenthums auf See proklamirten und durchführten. Der Krieg gegen Frankreich in 1870 sollte indessen diese Illusion zerstören. Während Deutschland bei Ausbruch desselben seine Absicht, das Privateigenthum zur See nicht anzutasten, verkündete, wurde in Frankreich im Gegentheil an dem alten Prinzip festgehalten und durch die Regierung der nationalen Vertheidigung sogar die Abmachungen umgestossen, durch die das Prinzip des Schutzes des Privateigenthums auf See für bestimmte Gewässer eingeführt worden war. Im Juni 1870 hatte bekanntlich in China das sogenannte Massacre von Tientsin stattgefunden, dem der dortige französische Konsul, einige andere Beamten und mehrere französische Missionare und barmherzige Schwestern zum Opfer gefallen waren; es lag also im französischen Interesse, China gegenüber freie Hand zu be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

halten, wie es in dem aller Fremden lag, in China durch scharfes Einschreiten der Wiederholung ähnlicher Vorfälle an anderen Orten vorgebeugt zu sehen; zwischen den deutschen und französischen Vertretern und Kommandanten kam es daher zu einem Abkommen, durch welches die ostasiatischen Gewässer für neutral erklärt wurden. Deutschland stimmte diesem Abkommen sofort bei und von Seiten Englands und der Vereinigten Staaten wurden in Paris lebhafte Anstrengungen gemacht, um auch die französische Regierung zur Ratifikation desselben zu bewegen. Da kam der Sturz des Kaiserreichs und eine der ersten Handlungen Jules Favre's war, seine Zustimmung zu verweigern, da bei dem Verhalten der deutschen Horden in Frankreich kein Grund vorläge, Deutschland nicht, wo immer möglich, den grössten Schaden zuzufügen!

Was wir in einem zukünftigen Kriege mit Frankreich und England zu erwarten hätten, darüber hat uns die Presse dieser beiden Länder keinen Zweifel gelassen, aber selbst wenn wir diese Aufwallungen der öffentlichen Meinung unberücksichtigt lassen wollten, genügt ein Blick auf die Art der Entwicklung der Marinen anderer Länder, um uns zu zeigen, welche Gefahren unser Handel und Verkehr im nächsten Kriege zu laufen haben werden. Der neueste Schiffstypus ist der »trade destroyer«, der »Handelszerstörer», ausdrücklich für den in seinem Namen ausgedrückten Zweck gebaut und bestimmt; ein Typus, dem wir für den Augenblick nichts entgegenzusetzen haben und den wir doch besitzen müssen, wenn wir nicht hilf- und widerstandlos unsere Schifffahrt und unseren überseeischen Handel zerstört sehen wollen. Freilich, nicht zur Vertheidigung, sondern zum Angriff werden diese Schiffe in erster Linie bestimmt sein müssen, denn nur in der Furcht, die dieselbe unseren möglichen Gegnern vor einer ernstlichen Schädigung ihres eigenen Handels einzuflössen im Stande sein werden, liegt die Gewissheit, dass auch eine grössere Seemacht sich zweimal besinnen wird, ehe sie uns den Handschuh hinwirft. Denn wenn auch unsere Angriffsmittel stets geringfügiger sein werden und müssen wie die, über welche z. B. England zu verfügen im Stande sein wird, so bietet dafür die um so viel grösere Handelsflotte Englands uns um soviel mehr Angriffsobjekte, als wir dies England gegenüber thun werden, und ein halbes Dutzend deutscher Handelszerstörer werden unter 36000 englischen Handelsschiffen immer mehr Unheil anrichten, als die dreifache Anzahl englischer unter 3600 deutschen Schiffen. Es gilt also auch hierfür der alte Spruch: »Wer den Frieden will, der sorge für den Krieg«, und es ist besonders von diesem Gesichtspunkte aus, dass die starke Vermehrung unserer Kreuzerflotte als eine nationale Nothwendigkeit angesehen und durchgeführt werden muss. Gleichzeitig bietet ein solches Material die beste Möglichkeit, deutsche Interessen und Rechte auch anderen, weiter entfernt gelegenen Staaten gegenüber zu vertreten, an den Küsten Mittel- und Südamerikas, wie in den ostasiatischen Gewässern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In wenigen Tagen wird der Reichstag voraussichtlich in der Lage sein, sich über die Vorlagen der Regierung in Betreff der Kolonial-, wie der Flottenfrage schlüssig zu machen und es kann wohl nur der Wunsch aller wahren Vaterlandsfreunde sein, dass bei den sich dann entspinnenden Debatten das Hineintragen aller Parteiinteressen und Wünsche vermieden und die Fragen einzig und allein von dem Standpunkt des Bedürfnisses und der praktischen, auch finanziellen Durchführbarkeit erörtert und entschieden werden. Dann wird sich auch sicher ein Weg finden lassen, das für die Sicherheit des Reichs und seiner Angehörigen Erforderliche zu bewilligen.

In Betreff der Flottenfrage mag aber an das traurige Schauspiel erinnert werden, das vor beinah fünfzig Jahren die Verhandlungen über die damalige deutsche Flotte in den Ende Dezember 1850 eröffneten sogenannten Dresdener Konferenzen und dann später in 1851 und 1852 im Bundestage dem deutschen Volke und der Welt gaben. In Dresden wurde beantragt, dass auf die deutsche Flotte bezügliche Beschlüsse stets nur mit einer Dreiviertel Mehrheit oder gar mit Einstimmigkeit gefasst werden sollten und nur mit Mühe hintertrieben Preussen, Hannover, Oldenburg und die Hansestädte einen Antrag zur Auflösung der deutschen Flotte. Hier in Frankfurt vollzog sich dann das Jämmerlichste, der Zank und Streit über die Aufbringung der Mittel zur Unterhaltung der vorhandenen deutschen Flotte. Die Staaten, die mit ihren Beiträgen im Rückstande waren, weigerten sich, dieselben zu zahlen, die Versuche zur Aufnahme von Anleihen zu diesem Zwecke scheiterten an dem Widerspruch einzelner Regierungen gegen die Illegalität eines solchen, durch das Bundesrecht nicht vorgesehenen Nothbehelfs, der Vorschlag, eine österreichische Mittelmeerflotte, eine preussische Ostsee- und eine von den anderen Staaten zu unterhaltende Nordseeflotte aufzustellen, kam wegen des sich bei der Abstimmung ergebenden, zu weiten Auseinandergehens der Ansichten nicht zur Annahme und als sich schliesslich auch der Versuch eines engeren Staatenvereins für die Nordseeflotte zu bilden als vergeblich erwies, kam im Februar 1852 die deutsche Flotte unter den Hammer, zum Gespött der benachbarten Völker und zur Schande des deutschen Volkes.

Es waren kleinliche Eifersüchteleien der Regierungen, welche diesen traurigen Ausgang eines wahrhaft patriotischen Unternehmens verschuldeten, möge ein ähnlicher Vorwurf nicht heute, beinah fünfzig Jahre später, dem Volke und dessen gewählten Vertretern gemacht werden können. Der Spott der Nachbarn würde nicht ausbleiben und die Scham könnte, wie damals, eine verspätete und nutzlose sein. Zu verhindern, dass das, was einst geschah, sich wiederhole, dazu beizutragen, ist Jeder berufen und fähig, nicht durch grosse Worte und wilde Agitation, sondern dadurch, dass er zu allen Zeiten und an allen Orten immer wieder betont, dass eine deutsche,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihren Aufgaben an den heimischen Küsten und in fernen Meeren gewachsene Flotte für die Sicherheit des Reiches und den Schutz der Interessen desselben und seiner Angehörigen eine unabweisbare Nothwendigkeit ist und dass die für einen solchen Zweck aufgewendeten Kosten sich hundertfach einbringen werden durch die Sicherstellung des Reiches gegen Angriffe seiner Neider und Feinde. Dann wird der Erfolg auch nicht ausbleiben, und dass dem so sein möge, ist der Wunsch, den ich Ihnen zurufe und in den sie alle einstimmen werden.



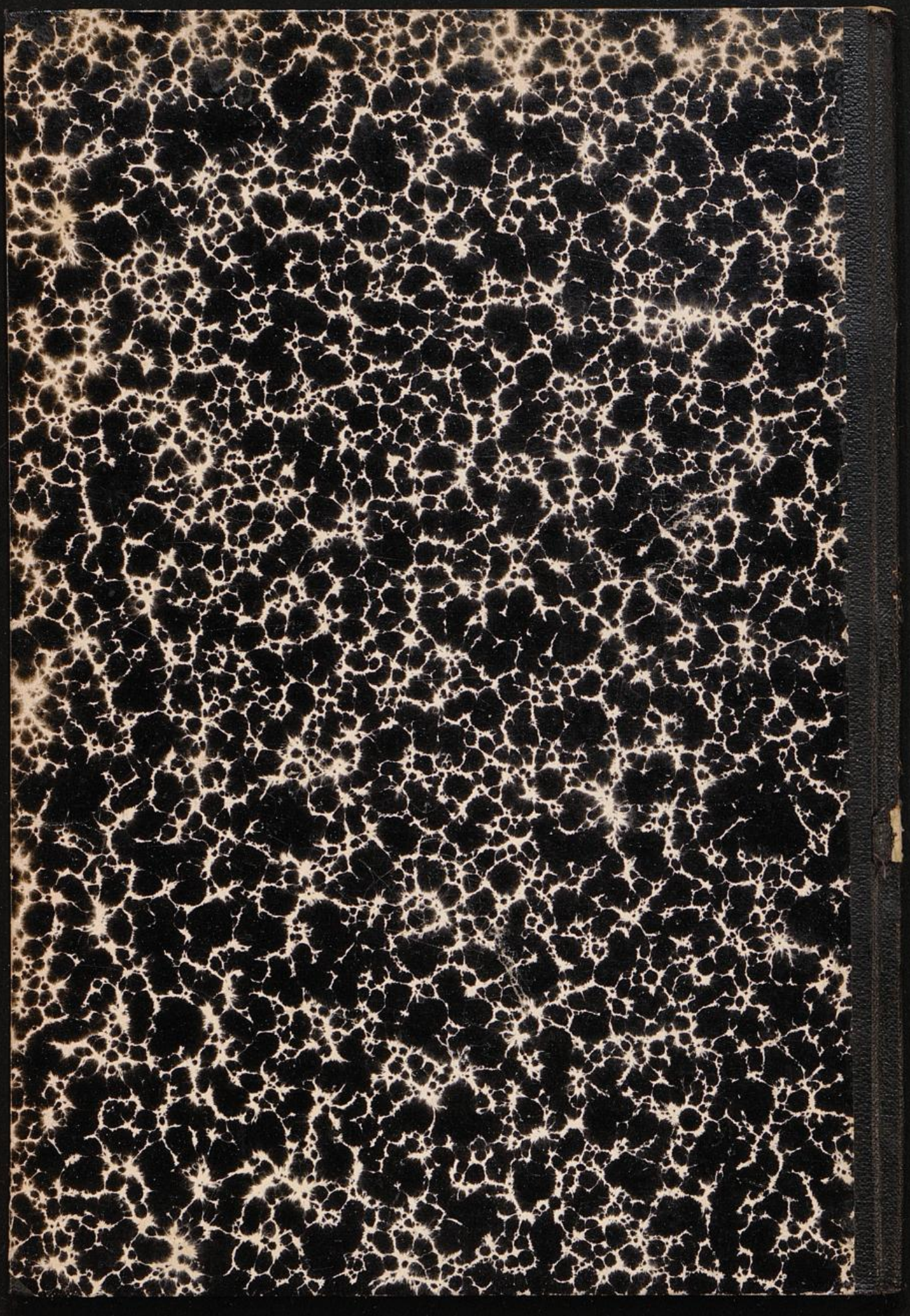
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Druck von Otto Elsner, Berlin S.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

HELMUT FOCKEN
Buchbinderei
Bremen
Buchtstrasse 62

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG